

Interview

Cordula Hesselbarth & Anna Lammers

Naturwissenschaft ist so inspirierend, weil sie immer wieder an die Grenze des Denkbaren stößt. Das öffnet Fenster!

AL: Warum beschäftigst Du Dich in Deiner Kunst mit Naturwissenschaft? Was interessiert Dich daran?

CH: Es geht mir nicht darum, Naturwissenschaft nachzuahmen, ebenso wenig will ich ihre Ergebnisse ästhetisieren oder kritisieren. Naturwissenschaft ist so inspirierend, weil sie immer wieder an die Grenze des Denkbaren stößt. Das öffnet Fenster!

Ein Physiker kann nicht erklären, was beispielsweise Schwerkraft ist, lediglich ihre Eigenschaften beschreiben. Im Nicht-Deuten der Gegenstände sind Naturwissenschaft und Kunst verwandt. Man zeigt Phänomene, man legt Regeln offen, aber die Zweckfrage, das Warum bleibt unbeantwortet. Es ist für mich eher eine Haltung als eine Kunstform.

AL: Inwieweit nimmst Du die Sprache und Darstellungsmuster der Wissenschaften als Motive an?

CH: Die Motive stehen stellvertretend für Etwas, für Prinzipien in der Natur. Beispielsweise finde ich in Motiven wie Fadenpilzen das Prinzip der symbiotischen Lebensform, das ich auch in neuronalen Netzen wiedererkenne oder in Flußläufen, Kapillaren, aber ebenso im kooperativen Verhalten von Individuen in einem Sozialsystem. Die Analogien der Formen suggerieren eine Verwandtschaft der Systeme. Hierin erlebe ich manchmal eine Art »visuelle Erkenntnis«.

AL: Wie und wo findest Du Deine Bildmotive?

CH: Ich beobachte, fotografiere, filme und zeichne viel in der Natur. Allerdings steht in meinen Bildern weniger die optische Erscheinung im Vordergrund als die Funktion im dargestellten Motiv: Formentwicklungen, Wachsen, Bewegung, Spiegelung, Brechung, Organisation, Prozesse, Beziehungen, Eigenschaften – all das interessiert mich mehr als das Aussehen. Deshalb arbeite ich gerne mit physikalischen Simulationstechniken. Ich sehe mich mehr Konstrukteur und weniger als Malerin. Das Abbild der Konstruktion oder Funktion ist nur Zeugnis eines vorausgegangenen Prozesses: mehr Dokument als Gemälde.

AL: Wie würdest Du den Prozeß der Transformation in ein künstlerisches Werk beschreiben?

CH: Es ist ein Aneignungsprozeß. Ich mache mir Natur zu eigen, indem ich sie artifiziell nachbaue.

Dabei findet eine Abstraktion statt. Ich isoliere Gesehenes aus der Natur, bereinige es und reduziere es auf ein Prinzip, das ich darin gefunden habe. Bilder sind für mich wie Konzentrate von Naturerfahrungen, die mir die dahinter verborgenen Regeln vor Augen führen.

AL: Kannst Du ein Beispiel nennen?

CH: Nehmen wir die »Reflexfiguren« aus der Ausstellung. In diesen Bildern beschäftigen mich die Spiegelungen und Reflektionseigenschaften des Wassers; mich interessiert die Art, wie bewegte Wasseroberflächen das Abbild der Umgebung werfen. Die Natur selbst »zeichnet« Linien in den Raum, die ich einfange und nachvollziehe.

AL: Warum hast du überhaupt das Thema Wasser für deine Ausstellung gewählt?

CH: Wasser ist unglaublich vielfältig und künstlerisch eine Herausforderung. Wobei mich weniger die reine Abbildung von Wasser interessiert – ich male keine Landschaften oder Seestücke. Viel spannender finde ich, das Verhalten oder die Eigenschaften von Wasser zu untersuchen und darzustellen.

So faszinieren mich die Strukturen, die Wasser ausbilden kann: Tropfenskulpturen, mäandrierende Bachläufe oder die dendritischen Verästelungen beim Flußdelta. Vor allem Wellenformen in ihren verschiedenen Ausprägungen reizen mich. Ich spiele mit den Formen von Wasserrippeln indem ich sie verforme oder eigene geometrische Wellenformen zeichne. Ich beobachte die Kräfte, die wirksam werden, wenn Wellenlinien auf Hindernisse stoßen, sie umfließen oder abprallen. Die Formen, die sich bilden, wenn Kapillarwellen sich kreuzen und vielfältige Interferenzen bilden.

AL: Was hat es mit dem Ausstellungstitel, der sich aus den Worten »Wasser« und »Reflexionen« zusammensetzt, auf sich?

CH: Im Begriff »Reflexion« steckt sowohl die Lichtspiegelung als auch – wie ein Wortspiel – das Nachdenken über das Wasser.

Wasser wäre ja ohne Licht gar nicht sichtbar. Wasseroberflächen sind riesige Spiegel, die farblos sind und alle Farben ihrer Umgebung annehmen. Die schillernden und irisierenden Reflektionen bei unterschiedlichen Lichtverhältnissen oder Tageszeiten sind das, was das Meer so anziehend und

geheimnisvoll macht.

Außerdem untersuche ich die Vielschichtigkeit des Sehens, die Wasser bietet. Die Betrachtung changiert zwischen Durchblicken und Draufschauen, dem Untergrund und der Wasseroberfläche. Je nach Intensität ihrer Transparenz, der Spiegelung der Umgebung und der Verzerrung des Umgebungsabbildes durch Wellenbildung, nehme ich unterschiedliche Ebenen wahr, die sich zu einem bewegten, irisierenden, sich ständig veränderndem Gesamtbild vermischen.

AL: Du zeigst auch Videos in der Ausstellung. Welche Bedeutung hat Bewegtbild in Deiner Kunst?

CH: Die bewegte Variante ist für mich sehr wichtig, da die flüchtigen Lichterscheinungen, die das Ausgangsmaterial für diese Arbeiten bilden, ja gerade durch Bewegung und Vergänglichkeit charakterisiert sind. Ich zeige deshalb die – statischen – Gemälde in Verbindung mit Videos, damit die Bewegung, die eigentlich auch in den Bildern ist, erlebbar wird.

AL: In welcher Beziehung steht für dich das Licht zum Thema Wasser?

AL: Jede Wasserwelle ist wie eine eigene Linse, die ständig in Bewegung ist. Mich begeistert das Lichtspiel, das gekräuselte Wasseroberflächen bei Sonneneinstrahlung auf Steine oder Wände werfen. Es sind Lichtreflexe, die durch sogenannte kaustische Effekte, also unfokussierte Lichtbrechungen, zustande kommen.

Ich fange gewissermaßen das Licht ein, um damit zu zeichnen. Der flüchtige Stoff dient mir als »Lichtpinsel«, mit dem ich eigene Formen schaffe. Mit dieser selbstentwickelten Technik gelingt es mir, so vergängliche Momente festzuhalten, wie das Tanzen der Lichtreflexe des Wassers auf einem Bootsrumpf, und sie für meine künstlerische Arbeit verfügbar zu machen.

Dies ist mein künstlerischer, intuitiver Zugang zu solchen Phänomenen. Man kann Wasser und Licht freilich auch rein wissenschaftlich betrachten, beide bestehen auf sehr unterschiedliche Weise aus Wellen und Teilchen.

AL: Wo ziehst Du die Grenze zwischen Übernahme der wissenschaftlichen Darstellung, Wissenschaftsillustration und künstlerischer Arbeit? Wie wird das im Bild jeweils sichtbar?

CH: Illustration muss eindeutig und verständlich sein. Sie erklärt ein Faktum und erscheint meist begleitend zu einem Text. Sie ist ihrer Form nach diskursiv wie Sprache. Für das »Lesen« des Bildes gibt es Übereinkünfte bezüglich Lesart, Blickführung und Bildbedeutung.

Kunst bricht genau mit diesen Konventionen. In der Kunst stelle ich vermeintlich Bekanntes in unerwartete Kontexte, was die Kombinatorik im Gehirn der Betrachter anregen kann. Im Idealfall wird Selbstverständliches neu erfahren, möglicherweise werden gewohnte Denkkategorien hinterfragt.

AL: Siehst Du in Deinen Bildern auch eine kritische Distanznahme zur »Deutungshoheit« der Wissenschaften; stellen sie für Dich etwa einen »Gegenentwurf« dar?

CH: Deutungshoheit verleihen diejenigen, die einer Deutung folgen wollen. Ich versuche, mit meiner Kunst möglichst nicht zu deuten, sondern eher, Erklärungsmuster aufzubrechen.

Die verschiedenen Sichtweisen von Kunst, Wissenschaften und anderen Denkkulturen bereichern das Denken, weil sie es insgesamt komplexer machen – das bewahrt uns alle vor zu einfachen Antworten. Gemeinsam mit anderen Disziplinen kann man zu einer Haltung kommen, die Deutung vermeidet, Vielschichtigkeit zuläßt und Respekt ausdrückt.

AL: Inwieweit sind Deine Bilder subjektiv und wo ist die Grenze zu sachlichen Fakten?

CH: Meine Bilder sind subjektiv. Allerdings geht es mir nicht darum, meine Gefühle angesichts der Natur auszudrücken. Ich will erkennen, isolieren, zeigen: das Objekt, seine Eigenschaften, Funktion und Verhalten stehen im Vordergrund. Mich interessiert die innere Struktur, die immanenten Regeln, nach denen Natur sich organisiert jenseits der Erscheinungen. Ich erkläre die Regeln nicht, ich bilde sie nicht ab, ich übersetze abstrakte Regeln aus der Natur in mentale oder physische Erlebnisqualitäten.

In der Wirklichkeit ist das »Wunder« doch eigentlich schon angelegt. Wir brauchen keine Glaubensbekenntnisse oder übersinnlichen Erklärungen. Ich suche das Staunen in der Natur selbst, in den Objekten – und diese objektive Haltung finde ich auch in den Wissenschaften.

Gemeinsam mit anderen Disziplinen kann man zu einer Haltung kommen, die Deutung vermeidet, Vielschichtigkeit zuläßt und Respekt ausdrückt.